

Die eine Heimat suchen

Autor(en): **J.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 45

PDF erstellt am: **15.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645745>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

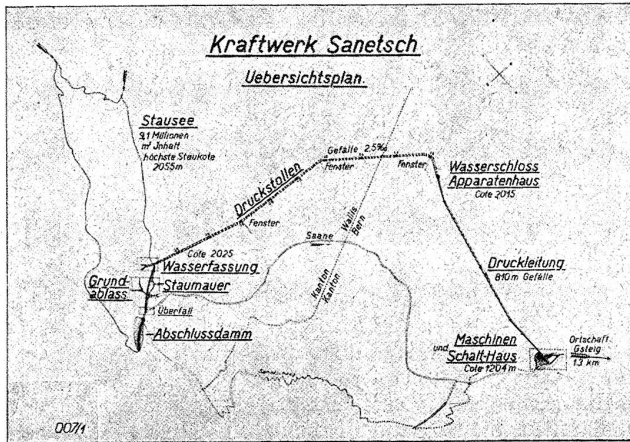
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ausnützung der stadtberrnischen Flußwerke. Diesen Faktor in die Rechnung eingestellt, ergibt einen effektiven Durchschnittspreis der Sanetsch-Kilowattstunde, bezogen auf den Verbrauchsort, von 3,6 Rappen.



Das Kraftwerk Sanetsch. — Uebersichtsplan zum Kraftwerk.

Für die Abfallkraft, die in den ersten Jahren nach Erstellung des Sanetschwerkes zur Verfügung steht, hat der Gemeinderat eine Kaufsofferte der Stadt Freiburg in den Händen. Sie wird benutzt werden, wenn die B. K. W. ihr Vorverkaufsrecht für diese Kraft nicht geltend machen werden. Auf Grundlage der von den B. K. W. geforderten Preise für Sommerkraft ergäbe sich aus dem Stromverkauf eine Einnahme von jährlich Fr. 765,000 für so lange, als das Maximum der von Freiburg gewünschten Kraft abgegeben werden könnte.

Der billigere Strom.

Wenn die Zahlen der Rentabilitätsrechnung für das Sanetschwerk mit denen des Fremdstrombezuges nach der Offerte der B. K. W. verglichen werden, ergibt sich für das Jahr 1925 das folgende Bild: Die Fremdenergie in der in Gsteig produzierten Menge von 21,500 Kilowatt kostet total Fr. 2,465,000.—; die gleiche Energiemenge geliefert durch das Sanetschwerk kostet Fr. 1,920,000.—. Differenz zugunsten des Sanetschwerkes jährlich Fr. 545,000. Freilich liegt dieser Vergleichszahl die Annahme zugrunde, daß die Ueberschussenergie der ersten Betriebsjahre auch wirklich verkauft werden kann, was man laut Freiburger Offerte annehmen darf.

In der Kostenberechnung ist eine jährliche Einlage in den Erneuerungsfonds vorgesehen, die es ermöglichen wird, die ganze Anlage ums Jahr 1965 zu erneuern. Da diese Notwendigkeit nicht eintritt, ist mit andern Worten 1965 die ganze alte Anlage abgeschrieben. Daß der Strompreis unter diesen Umständen noch erniedrigt werden kann, ist klar. Dazu kommt die Möglichkeit der Konversion der gemachten Anleihen bei sinkendem Zinsfuß, was bei einer Differenz von 1% (6½% auf 5½%) jährlich Fr. 200,000 ausmachen würde. Bei langfristigen Stromlieferungsverträgen fallen solche Möglichkeiten als Vorteile des Eigenwerkes schwer in die Waagschale. Die Tatsache, daß die Stadt Bern nach 40 Jahren bei einem abgeschriebenen-Eigenwerk nur 2,5 Rp. zu zahlen hat für die Kilowattstunde, während sie für den Fremdstrom minimal 4,25, resp. 8,5 Rappen auslegen muß, wenn sie den Vertrag mit den B. K. W. eingeht, ist ein verlockendes Argument für das Eigenwerk.

Der Gemeinderat schließt seinen Vortrag an den Stadtrat mit dem Antrag, es sei das Sanetschwerk auszuführen und der Gemeinderat sei mit der Beschaffung der nötigen Geldmittel von 20,6 Millionen Fr.

zu beauftragen. Der Stadtrat hat diesen Antrag nach gewalteter Diskussion mit 60 gegen 7 Stimmen gutgeheißen.

Wir behalten uns nach dieser objektiven Berichterstattung über das Sanetschwerk vor, auf ein Kapitel des „Vortrages“, das sich über das Projekt Flurn äußert, in einer spätern Nummer zurückzukommen. Das Illustrationsmaterial wurde uns durch die Direktion des städtischen Elektrizitätswerkes freundlichst zur Verfügung gestellt. H. B.

Der Gefährte.

Von J. W. Widmann.

(Zum 10. Gedächtnistage seines Todes, 6. November.)

Eh' du geboren wardst, ward eingeschlossen
In dir ein kleiner, feiner Knochenmann:
Die Gottheit gab ihn dir zum Fahrtgenossen,
Von dem dich nichts im Leben scheiden kann.

Er wuchs mit dir, von deines Leibes Hülle
Als wie von weichem Kleide sanft bedeckt,
In deines jugendlichen Fleisches Fülle
Dem harten Kern der Pflirsich gleich versteckt.

Doch wenn du kommst zu deines Alters Tagen,
Dann tritt hervor — zuerst mit leiser Spur —
Sein Bild, das lang verborgen du getragen,
Und zeichnet sich in schärferer Kontur.

Nie aber wirst du völlig ihn erblicken,
Den Treuen, der dein fester Lebenshalt,
Weil Nacht die Götter deinen Augen schiden,
Eh' er enthüllt die blinkende Gestalt.

Wohlan! so denke seiner nicht mit Grauen,
Stellt sich der letzten Stunde Bild dir vor.
Kein fremder Schnitter kommt aus fernen Gauen;
Nur der Gefährte öffnet still das Tor.

Die eine Heimat suchen.

Am 1. August und am Betttag wird viel, viel von Heimat und Vaterland geredet und gesungen. Eine Heimat, ein Vaterland haben, wie schön, wie wohltuend! Irgendwo einen Ort haben, der einem ein Heim ist, da man sich geborgen, aufgehoben weiß, da es traulich, heimelig ist! Einen Flecken Erde haben, wo väterliche Fürsorge schützend, schirmend über uns waltet, da, wie in einem Vaterhaus, auch Geschwisterliebe gegenseitig Halt, Hilfe, Freude bietet! Wie kommt man sich verlassen und einsam vor ohne solches heimatliches, väterliches und geschwisterliches Leben! Wie hebt ein Suchen an! Es gibt eine psychologische Studie über Napoleon den Großen, die annimmt, dieser gewaltige Eroberer habe nur deshalb immer und immer neue Eroberungszüge unternommen, weil ein Gefühl von Heimatlosigkeit ihm keine Ruhe gelassen habe, denn Frankreich habe er nie geliebt und nach Korsika, das er liebte, durfte er nicht, weil er dort gehabt war.

Ob es heute keine mehr hat, die auf mannigfache Weise es bekunden, sagen, daß sie eine Heimat, ein Vaterland suchen? Welch ein Leben, ein Hin- und Herziehen auf April und November! Umzugszeiten, Wohnungswechsel! Große und kleine Möbelwagen, auch kleine Fuhrwerke mit spärlichem und ärmlichem Hausrat, nur gezogen von ein paar Män-

uern. Wie viele Familien, wie viele Personen ziehen innert Jahresfrist in unserer Stadt um! Und von diesen Vie- len, die schon so oft „gezügelt“ haben, von Quartier zu Quartier, und die es noch manchmal werden tun müssen, hat mancher nur ein kurzes Bleiben. Keine Möglichkeit, bei so kurzem Bleiben an einem Ort einmal recht heimisch zu werden, weder für die Eltern noch für die Kinder. Heimatsucher! — Und könnten wir zu solchen Zeiten über das Land fliegen und darauf hinunterschauen, wir sähen im Großen, was wir im Kleinen in der Stadt sahen: Ein Ziehen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Weithin die einen, näherhin die andern. Diese von Norden, jene von Süden her, wechselnd von Ost nach West und umgekehrt. Sie begegnen einander, ein großes Wandervolk, das vielleicht nach kurzem Aufenthalt am neuen Ort bald wieder wird wandern müssen, stets, stets eine Heimat suchend. Kein dauerndes Bleiben, kein zur Ruhe kommen, kein Heimischwerden, kein Wurzelschlagen in einem Erdreich. Stets sich ändernde wirtschaftliche Verhältnisse, Krisen etc. bringen das mit sich, machen Tausende und aber Tausende heimatlos, entwurzeln sie leiblich und seelisch. Es ist Sombart, ein feiner Gelehrter und tüchtiger Kenner unseres modernen Wirtschaftslebens, ein gut bürgerlicher Mann, der in einer seiner Schriften das schon geprägte Wort: „Der Proletarier hat kein Vaterland“ zum seinigen gemacht und hinzugefügt hat: Heimatlos, rastlos wird der Proletarier auf der Erde umhergetrieben; alle herzlichen Beziehungen zu einer Heimat muß er missen.“

Wo bleiben Häuslichkeit, heimeliges, trauliches Wesen in engen, überfüllten Wohnungen, denen genügend Licht und frische Luft fehlen! Kann in ihnen sich Heimatgefühl entwickeln, das mit seiner Wärme und Herzlichkeit, mit seiner sonnigen Fröhlichkeit den Kindern ihre Kindheits- und Jugendjahre zum paradiesischen Frühling ihres Lebens gestaltet! Keine Heimat lebt und weht in diesen Räumen! Hinaus die Jungen auf Gasse und Straße! Aber viele bösen Winde wehen dort und Unrat lagert in Ecken und verborgenen Winkeln! Und fort von zu Hause die Erwachsenen, hin, wo mehr Raum und Licht und Leben: in die Kneipe, in den Kino etc. Es sucht das Herz Heimat und sucht auf falscher Fährte. O, wir hätten wohl einen guten Teil des rastlosen Rennens nach Genüssen, des Aufsuchens aller möglichen, nicht selten zweifelhafter Genußstätten, des Verfin- kens in moralischem Sumpf und Schlamm weniger, wenn jede Wohnung ein Heim, eine Heimat sein könnte und wäre!

Dort, die andern, die haben etwas erreicht, es zu etwas gebracht. Das Glück war ihnen günstig. Sie hätten nun genug zum leben, zum anständig leben; genug auch, um für franke Tage und das Alter sicher gestellt zu sein. Und dennoch: Ihr Herz verlangt mehr. Je mehr man hat, je mehr man will. Neue Pläne werden gemacht. Weiter zerrt die nie zur Ruhe kommende Besitzgier diese Menschen durch die Tage und Jahre, von Arbeit zu Arbeit, von Konkurrenzkampf zu Konkurrenzkampf. Auch sie haben imgrunde keine Heimat. Oder man kann es sich leisten, man hat es und vermag es. Nun geht es los das Eilen von Ort zu Ort, ein Genuß jagt den andern, ein Fest löst das andere ab. Aber ist nicht auch dieses Taumeln ein Suchen von etwas, das man mißt, ein Verlust, innere Leere auszufüllen, ein Wandern von innerlich, seelisch Heimatlosen?

Andere Menschen kommen auf ihren Wanderwegen: Ernste Männer und Frauen. Klar und scharf sehen sie leuchtenden Blickes in die Welt, bald in die Nähe, bald in die Ferne, bald ihr Auge auf das Kleinste, bald auf das Höchste gerichtet. Und wie arbeiten hinter den Stirnen die Gedanken, wie pochen die Herzen! Es sind die Denker, Forscher, Künstler. Jetzt lösen sie ein Rätsel der Welt, entschleiern sie ein Geheimnis des Lebens, finden sie für irgend eine tiefe Regung ihrer wunderbaren Seele den künstlerisch vollendeten Ausdruck. Doch wehe! Im selben Augenblick

erheben sich hinter dem gelösten Rätsel, hinter dem entschleiern Geheimnis ein Duzend andere, neue. Wie unergründlich ist das Leben, wie unerforschlich sind seine Höhen und Tiefen, wie unfassbar ist der Reichtum aller seiner Schönheiten! Nicht Anfang noch Ende findet der suchende, forschende Geist. Immer weiter muß er wandern, stets ein Heimatloser.

Und wie suchen wir alle Heimat in allen den wechselnden Schicksalen, in diesem Kommen und Gehen, da nichts bleibend ist, da, was man glaubt, fest in Händen zu haben, einem wieder entrissen wird, was fester Grund zu sein scheint, auf den man sich abstellen dürfe, wankt und einstürzt, da Licht sich wandelt in Finsternis, Freude in Leid, Glück in Unglück, Leben in Tod. Die Schicksalswelt, durch die wir schreiten, wird uns fremd; wir suchen Heimat.

Unter all dem Menschenvolk von heute, seinem Sinnen und Denken, seinen Sitten und Bräuchen, seiner Unruhe und Unrast, seinem von allen Leidenschaften aufgepeitschten und getriebenen Leben, wo Abgrund neben Abgrund sich auftut, Sturz auf Sturz erfolgt, wo eine Korruption wie noch selten die Gesellschaft von den Spitzen weg bis in die Tiefen ergriffen hat: wie fremd, wie lebensfremd, wie lebensfeindlich mutet das an, schreckt das ab, läßt das uns sehnen und suchen nach Heimat! Fort aus solchem Wahne der Gesellschaft zu sich selber, zur Einkehr bei sich. Doch wehe! Da gelst auch in uns der Aufschrei des Apostels Paulus: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; das Böse, das ich nicht will, das tue ich! Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Leib des Todes!“ Und wir fühlen es mit dem Dichter: „Wer löst mich von den Sklavenketten, wer schafft in meinem Innern Ruh, wer kann mich vor mir selbst erretten?“ Wir verstehen, begreifen uns nicht selber, kommen uns selber fremd vor, fühlen uns nicht mehr heimisch in unserer Seele. Die Fremdheit, die Heimatlosigkeit liegen auch noch drinnen in uns selber. Ob nicht auf diese Heimatlosigkeit viel äußerliches, zerfahrenes, taumelndes, polterndes, gespreiztes Wesen, viel des Sichauslebens, viel des Ueberallmitmachens zurückzuführen ist? —

Uns graut vor allen den Mächten, die so in das Menschenleben eingreifen, so kalt, so roh, so unbarmherzig, die uns die Welt und das eigene Herz heimatlos machen. Uns graut! Bürger irgend eines Landes sind wir alle. Bürgerrecht in irgend einer Gemeinde hat jeder von uns. Und trotzdem, ihrer wie so viele, viele gibt es, die nach dem tiefen und wahren Sinne des Wortes keine Heimat, kein Vaterland haben, die auf so mannigfache Art und Weise es aber zu verstehen geben, daß sie nach Heimat heiß sich sehnen und daß sie Heimat suchen. J. B.

Der tote Springquell.

Versteigt der Strahl aus tiefem Brunnenbeden,
Verdorrt rings um den Stein des Moores Bank.
Der Sonne Lichter suchen ihn zu wecken,
Doch nimmer quillt er, ihrem Gruß zu Dank.

Nun spielen Kinder auf des Bedens Fliesen,
Die alten Bäume staunen drüber her —
Einst sprühten Tropfen über Weg und Wiesen,
Und schimmernd lag der Teich, von Träumen schwer.

Schon lange liegt der Springquell stumm und trocken.
War's eine neue Zeit, die ihn verhieß?
Es muß der schönen Tage Herzschlag stocken
Vor einem Machtgebot, das kühl befiehlt.

E. Djer.